

Sagen und Geschichten aus alter Zeit

Von Martin Goes

1. Alte Sagen aus dem Bezirk

Die Ausbeute an Sagen ist in unserem Bezirk nicht groß. Und das wenige, was wir haben, mag manchem dürftig und unbedeutend erscheinen. Und doch lieben wir auch dieses Stück Heimat. Ist es doch recht eigentlich das, was von der ganzen Vergangenheit im Bewußtsein des Volkes fast allein lebendig geblieben ist, gleich dem immergrünen Efeu, der die Ruinen unserer alten Burgen mit unvergänglichem Leben umrankt, nachdem längst die Mauern und Türme zerbrochen und zerfallen sind.

Wir nehmen und ehren sie nicht als geschichtliche Urkunden von dem, was war, obschon sie wohl alle aus geschichtlichem Grund erwachsen sind. Irgend einmal ist gewiß so etwas in grauer Vorzeit geschehen, das tief in der Erinnerung der Leute haften blieb und nun in der Sage fortlebt. Aber niemand vermag mehr den geschichtlichen Kern aus der Hülle der Dichtung zu lösen und von Bedeutung für den Gang der Geschichte sind jene Ereignisse selten. Meist handeln sie von scheinbar Nebensächlichem und äußerlich Unwichtigem.

Wir lieben und ehren aber unsere Sagen um ihrer schlichten Schönheit und inneren Wahrheit willen und weil sie uns gleich dem Volkslied hineinschauen lassen in die Seele unseres Volkes, sein

Bild 262: Nagold im Jahr 1643 von Merian.

Denken und Empfinden seit alter Zeit. Wir sehen seine Lust zu fabulieren, Gehörtes im Weitererzählen auszuschnüden, am Lieblichen und Sinnigen sich zu erquicken, mehr noch am Grausigen und Schrecklichen, am Spuchhaften und Wunderbaren sich zu weiden, indessen man zur kalten Winterzeit behaglich um den warmen Ofen sitzt. Wir sehen die Phantasie im Dienst der Wißbegierde, sehen sie schweifen um einen unverständlichen Namen, einen absonderlichen Felsen, ein tiefes Gewölbe, ein altes Kirchlein, ein dunkles Schicksal oder sonst ein Geheimnis, dem am hellen Tag mit dem Verstand nicht beizukommen ist. Auch vernehmen wir das Lachen eines gutmütigen Humors, der über die Torheiten und Schwächen der anderen, vielleicht auch die eigenen, spottet.

Die meisten Sagen aber sind ernst, ja tragisch. Da begegnen wir dem unauslöschlichen Sehnen des Menschen nach dem Glück, des Armen nach den Schätzen des Reichen, die ihm doch nimmermehr zu teil werden. Da sehen wir den Unterdrückten aufschauern vom Tal zur Zwingburg des Herren, der Macht hat über Leben und Tod. Wir hören aber auch den Trost des Armen, daß der Reichtum zerrinnt und der Stolze stürzt und daß Einer lebt, der den Guten und den Schlechten findet in gerechtem Gericht. Vielleicht ist es dieser fromme Glaube, diese tiefe sittliche Wahrheit, was der Sage ihr unsterbliches Leben verleiht, weil ein Geschlecht sie dem andern vererbt zu Trost und Warnung, damit die Ehrfurcht nicht sterbe vor dem Unsichtbaren und die Furcht nicht erlösche vor dem Bösen noch die Liebe zum Guten.

Wir aber freuen uns doppelt an der Sage, die ein Stück Heimat ist, weil unsere Ahnen sie erlebten und schufen und erzählten. Tief ist das Schweigen der Natur; verschollen ist das laute Treiben alter Zeit in Burg und Dorf und Stadt. Aber in der Sage dringt ein letzter, verirrter Ton an unser Ohr. Die Heimat selbst ist es die uns erzählt, und es verlangt uns, ihr zu lauschen.

Nagolder Schloßbergjagen

Von der Gräfin Imma

Es war vor langer, langer Zeit, da bewohnte das Schloß Hohenagold der reiche und mächtige Graf Gerolt, dessen Schwester an Karl den Großen verheiratet war. Nun schickte einst der Kaiser seinen Schwager, dessen große Tapferkeit er kannte, ins Bayernland, daß er es gegen die Avarn verteidige. Ehe aber Graf Gerolt dorthin zog, ließ er tief in den Schloßberg hinein ein Gewölbe bauen und alle seine Schätze dorthin schaffen. Den goldenen Schlüssel zur Türe übergab er seiner Tochter Imma. Nach vielen Jahren, als alle, die um das Geheimnis von dem Gewölbe wußten, bis auf Imma gestorben waren, fiel der Graf in einer Schlacht gegen die Avarn und ward auf der Insel Reichenau im Schwäbischen Meer begraben. Als Imma von dem Tod des Vaters hörte, brach auch ihr das Herz. Weil aber ihr letztes Sinnen auf den verborgenen Schatz ging, sollte sie schweben, bis er gehoben würde.



Bild 263: Ruine Hohennagold.

Nun suchte einmal zur Winterszeit ein armer Mann dürres Holz auf dem Schloßberg. Da fand er eine wunderschöne Blume; diese steckte er an seinen Hut und ging weiter. Da war ihm, als würde der Hut schwerer und immer schwerer, und als er ihn wieder vom Kopfe nahm, siehe da hing ein goldener Schlüssel dran. Im selben Augenblick sah er vor sich ein wunderschönes Edelfräulein; das winkte ihm und deutete ihm an, er solle das Tor zu dem Gewölbe mit dem Schlüssel öffnen. Der törichte Mann aber lief voll Schrecken davon und ließ den Hut samt Schlüssel fallen. Wohl reute ihn später seine Torheit, und immer wieder suchte er nach Blume und Schlüssel. Doch es war vergebens.

Viele Jahre hernach hatte ein Mägdlein in der Stadt einen Traum: sie solle zur Ruine hinauf gehen; dort werde sie ein verwünschenes Fräulein erlösen und viel Geld zum Lohn erhalten. Am anderen Morgen zeigte es sich, daß ihre Schwester den gleichen Traum gehabt hatte. So machten sie denn miteinander aus, gemeinsam zur Burg hinaufzugehen und die Erscheinung des Fräuleins abzuwarten. Wie aber dieses erschien mit schneeweißem Kleid und mit klirrendem Schlüsselbund, da verließ die Mägdlein ihr bißchen Mut und laut kreischend flohen sie den Berg hinab. So ist der Schatz ungehoben geblieben bis auf den heutigen Tag.

Die Magd und der Graf

Einst wohnte auch ein reicher und mächtiger Graf auf der Burg. Der drückte die Städter gar sehr mit Abgaben, Fronen und dergleichen. Damals hauchte mancher Bürger im engen, dumpfen Raum des

Burgverliebes seinen Geist aus. Dieser Graf nun hatte ein schönes, blühendes Kind. Einst kam es auch an den Turm, in dem der Wasser- oder Galgbrunnen war. Neugierig trat es durch die offene Türe ein, da stürzte es in den tiefen Brunnen hinab. Glücklicherweise blieb es aber an einem aus der Mauer hervorgewachsenen Gesträuch hängen. Zufällig hörte jemand das Schreien des unglücklichen Kindes. Wer wollte aber wagen, es aus dieser gefährlichen Tiefe heraufzuholen? Zuletzt erbot sich eine Magd dazu. Sie ließ sich in einem Kübel hinunterhaspeln und glücklich kam sie mit dem Kind im Arm wieder herauf. Hoherfreut machte ihr der Graf den Vorschlag, etwas zu wünschen. Da bat sie um die Befreiung ihres im Burgverließ schmachtenden Vaters, der seine Steuern nicht hatte bezahlen können. Entrüstet schlug der Graf diese Bitte ab und wies die Magd von sich. Mit hellen Tränen ging sie davon. — Nicht lange darnach aber wurde die Burg belagert und erobert, hauptsächlich durch die Beihilfe der Städter, die bisher von dem Grafen so sehr geplagt worden waren. Der Graf wurde von den Bürgern getötet, der Vater der edlen Magd befreit.

Von der wüsten Urschel

Ein anderes Mal regierte wieder ein Graf auf der Burg, der war sehr vornehm und weithin berühmt, aber auch sehr eitel. Den verdroß es gar sehr und die Gräfin nicht weniger, daß ihr einziges Kind von der Natur gar stiefmütterlich ausgestattet worden war und kein so schönes und kluges Gesicht hatte, wie sie wohl wünschten. Von Vater und Mutter verachtet, vom Gesinde verspottet, wurde sie, die in der Taufe den Namen Ursula bekommen hatte, allenthalben nur „die wüßte Urschel“ genannt. Allein, ob sie schon ein blödes Gesicht hatte, so hatte sie doch ein gutes treues Herz. Still trug sie all die Kränkung und Betrübniß. Ja sie ließ sich so wenig verbittern, daß sie vielmehr der Nothleidenden in der Stadt sich annahm und in den Hütten der Armen manche Noth stillte oder abwendete. Am meisten aber liebte sie die Einsamkeit. Täglich ging sie in den Wald, ihm ihr Leid zu klagen. Ihr Lieblingsweg führte sie über den oberen Schloßberg und das Härle, einen Wald am oberen Talhang, hinab an die Nagold. Dort fand man sie eines Tages tot unter einem Felsen. War ihr Geist umnachtet, daß sie sich selbst den Tod gab? Man weiß es nicht. Das aber weiß man, daß die Armen und Nothleidenden der Stadt lange Zeit um sie getrauert haben. Und von Stund an bis heute hieß der Ort, da man sie gefunden, die „wüßte Urschel“. Ihr Standbild ist heute noch auf dem Marktbrunnen neben dem Rathhaus zu sehen. (Nach Köbele.)

Altensteiger Sagen

Die ungleichen Brüder Hohenberg

Einst, da noch die Hohenberger in unserer Heimat regierten, saßen auch zwei Brüder dieses Geschlechts auf dem Schloß zu Altensteig. Sie waren sich aber sehr ungleich an Körper und Geist, der eine ein Riese, der andere ein Zwerg, verwachsen und bucklig, der eine gutmütigen Herzens,



Bild 264: Schloß Altensteig.

der andere geizig und hart. Als nun der Kaiser all seine Ritter zu einem Kriegszug ins ferne Land aufbot, da wappnete sich der Riese, bestieg sein Roß und zog von dannen. Der Budlige aber blieb daheim.

Von ihm, dem Zwergen, raunte man sich heimlich zu, daß er des Nachts gar oft den schmalen, steilen Pfad zum Fluß hinabsteige und beim ersten Hahnschrei mit einem schweren Sack auf dem Rücken zur Burg zurückkehre. Bei Tag aber wollte man aus einer unterirdischen Kammer, in die zu treten allen Leuten bei Todesstrafe verboten war, ein Hämmern und ein Klopfen hören, als ob Steine zerschlagen würden; hernach aber, so hieß es, fange das Kamin des Hauses an zu rauchen, als läge darunter die Hölle, darinnen der Teufel die Glut schürt. Gegen sein Gefinde war der Schloßherr hart und herzlos, die Bürger der Stadt mußten fronen ohne Gnade; gegen die Bettler aber war er ganz unbarmherzig: mit Fluchen und Schelten jagte er sie zum Tor hinaus und wer nicht ging, auf den ließ er die Hunde hegen.

So wagte niemand mehr dem Schloß zu nahen. Da aber Jahre vergangen waren und in der ganzen weiten Umgegend eine schreckliche Pest und Hungersnot wütete, siehe, da wagte es auch wieder ein Bettler, um eine milde Gabe vorzusprechen. Das war ein alter gebrechlicher Mann, der von Unterlengenhardt herkam; seine Kleider waren zerrissen, seine Haare grau und struppig, fast konnte er nicht mehr stehen vor Hunger und Müdigkeit. Kaum ersah ihn der Zwerg, so fing er an, zu fluchen und zu schreien und hieß das Gefinde an, ihn hinauszwerfen. Als aber der Greis nicht abzuweisen war, sondern händerringend um ein Stücklein Brot flehte, da ließ ihm der Wüterich Bart und Haupthaar verbrennen und die Kleider versengen. Taumelnd verließ der Bettler das Schloß, schleppte sich die halbe Steige hinab und setzte sich ermattet auf einen Stein.

Da kam auf hohem Roß ein Reitersmann des Wegs daher. Der fragte ihn freundlich, was ihm denn fehle, daß er so weine. Da erzählte ihm der Alte alles, was geschehen war. Der Ritter aber bekleidete ihn mit seinem eigenen Mantel, setzte den Zitternden, der nicht mehr gehen konnte, auf sein Pferd und führte es am Zaum den Berg empor. Es war schon dunkel und keiner war mehr zu erkennen. Der Ritter pochte ans Tor, das schon geschlossen war, und bat um Herberge für sich und den Alten. Der Diener riet ihnen, sie sollten weiterziehen, damit ihnen kein Unheil widerfahre. Der Ritter aber wünschte den Schloßherrn zu sprechen. Der kam und fragte barsch nach ihrem Begehr. „Wir suchen Herberg für eine Nacht“, war die Antwort. Da schrie der Zwerg: „March fort, Gesindel, elendes Bettelvolk, oder ich heße die Hunde auf Euch!“ Jetzt erkannte der Ritter, wie wahr der Bettler gesprochen. Heißer Zorn übermannte ihn, er packte den Höckerigen, band ihm Hände und Füße und henkte ihn auf am Sattelpfosten seines Pferdes. Da ist der Zwerg, fluchend und zappelnd, eines elendiglichen Todes gestorben. In diesem Augenblick ertönte lauter schauerlicher Gesang aus der Tiefe, der dauerte eine geraume Zeit, während dessen es war, als brauste das wilde Heer der Hölle über den Hof hin, und als man sich umsah, da war der Leichnam verschwunden. Die Diener aber, die ihren Herrn zuvor hatten beschützen wollen und von des Ritters Schwert zurückgeschmecht worden waren, standen starr vor Entsetzen. Da trat dieser in den Schein einer Fackel und gab sich als der Bruder des Toten zu erkennen.

Noch am selbigen Abend stieg der neue Schloßherr zum Keller hinab. Da fand er einen Haufen Goldes, das der habgierige Zwerg aus dem Gestein und Sand des Flusses ausgeschmolzen hatte. „Ha“, rief der Riese, führt dieser Fluß Gold mit sich, so soll er „Nagold“ heißen. Den Schatz aber wollen wir Gotte weihen, damit er geheiligt werde. So will ich ein Kirchlein davon stiften an der Stelle der Steige, da ich den Bettler gefunden. Eine Zuflucht soll sie sein jedem Pilger und eine Gabe soll liegen im Gotteskasten für jeden Bedürftigen. Freies Kirchspielgericht gelobe ich den Bürgern der Stadt.“ — So ward die Kirche gebaut, die in alter Zeit unterhalb des Schlosses gestanden hatte. Der schauerliche Gesang aus der Tiefe aber sei später noch manchmal gehört worden, immer wenn ein schweres Unglück, Krieg, Pest oder Hungersnot, das deutsche Land bedrohte, so vor dem Bauernkrieg und vor dem dreißigjährigen Krieg und ehe der fremde Kaiser vom Westen her die Welt eroberte.

Das Lichtlein auf dem St. Annaberg

Früher soll oft am Hällesberg und Annaberg ein rotes Licht oder, nach anderen, eine Feuerflamme gesehen worden sein. Es heißt, im Kloster auf dem St. Annaberg sei eine Nonne lebendig eingemauert worden und die habe sich als Licht oder Flamme gezeigt, noch lange, nachdem das Kloster abgebrannt war.

Eine andere Sage erklärt das Lichtlein anders. Da sei ein Edelfräulein auf der Burg zu Altensteig gewesen, eine Braut. Die habe

einmal ihren Bräutigam, einen edlen Ritter, mit einem bösen Worte bitterlich gekränkt. Da sei der Ritter in heftigem Grolle fortgegangen über ferne Meere ins Heilige Land. Kaum war er fort, da wars dem Fräulein leid und als sie vollends vernahm, daß er in der Fremde nach hohen Ruhmestaten verwundet ward und nun in schwerem Sicktum krank darnieder liege, da kam sie außer sich vor Jammer und Reue. Der Vorwurf, daß sie den Ritter in Krieg und Tod getrieben, verfolgte sie von Stund zu Stund. Der hl. Anna, die sie fromm verehrte, erbaute und weihte sie das Kirchlein auf dem Berg, der so den Namen „Annaberg“ erhielt. Und täglich lenkte sie ihre Schritte dorthin, um vor dem Gnadenbild die Heilige anzurufen, daß sie den verstoßenen Geliebten ihr zurückbringe.

In Gram und Sehnsucht verbrachte sie ihre Tage, und ihre Nächte wurden lang und schwer, da sie in Tränen ihres Ritters harrte. Und als sie endlich hörte, daß er im fernen Land gestorben sei, da sank auch sie ins Grab. Doch fand sie Ruhe nicht. Da, wo das Kirchlein stand, sah man noch lang, als die Kapelle schon in Staub gesunken war, ein Lichtlein irren. Zur Nachtzeit schwebte es herab ins Tal und wieder auf zum Waldesrand und irrte umher, als suche es etwas im tiefen Dunkel. Das sei des Fräuleins Geist, so sagte man, der sehrend, suchend irren müsse, weil ohne Frieden er von hinnen schied.

Das Neunhrglöckchen

Ein Edelfräulein vom Schloß verirrte sich einst in den hinteren Wäldern. Die Nacht kam und sie fand nicht Weg noch Steg. Da hörte sie plötzlich ein Glöcklein läuten. Es war das Glöckchen der St. Annakapelle. Sie folgte seinem Klang und kam glücklich wieder nach Hause. Aus Dankbarkeit machte sie eine Stiftung, von der jeden Abend um 9 Uhr dieses Glöckchen geläutet werden solle, um anderen Verirrten den Weg zu weisen. Dies geschah bis in die Zeit des Weltkriegs hinein, auch nachdem längst die Annakapelle zerfallen und das Glöcklein auf das Dach des oberen Schulhauses gekommen war.

Der Hällesfuchs

In alter Zeit habe man oft bei Nacht einen Fuchs schreien hören, der vom Hällesberg herunter zur Stadt kam. Das habe sich angehört wie das Jammern und Schreien eines Kindes. Da hätten sich einmal sechs Jäger aufgemacht, ihn zu erlegen. Und als sie ihn geschossen hatten, da sei an seiner Stelle ein totes Kind gelegen. Da habe man sich erinnert, daß an demselben Platz hundert Jahre zuvor ein Fräulein ihr Kind gemordet und in der Erde vergraben hatte.

Das Ziborahäusle

So nennt man eine Scheuer auf dem Hällesberg, vor der ein Baum steht. Die Leute glaubten früher, man müsse in der Erde versinken, wenn man nachts um 12 Uhr daran vorbei gehe.

Der Wolf von Ebershardt

In einem Wald auf der Markung Ebershardt steht ein Stein, dessen Bild ein Kinderärmle darstellen soll. Man erzählt sich, der Wolf habe einst ein Kind von Ebershardt geholt und in den Wald geschleppt. Leute, die nach dem Kind suchten, hätten an dieser Stelle nur noch einen Arm des Kindes gefunden.

Betrachten wir aber untenstehendes Bild genauer, so gleicht es weit eher einem Beil. Vermutlich ist an jener Stelle ein Holzmacher ums Leben gekommen. Auf alle Fälle erzählt uns wohl der Stein von einem Unglück, das dort geschehen ist.

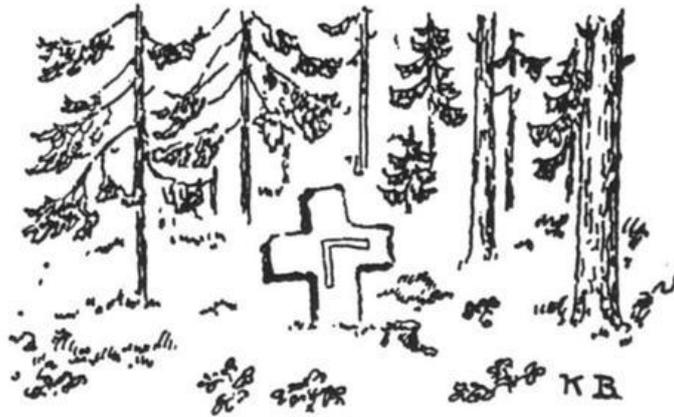


Bild 265: Steinkreuz bei Ebershardt.

Vom Ebhäuser Totenweg

Viele Stunden weit mußten im Mittelalter die Toten geführt oder getragen werden, bis sie im Schatten der Kirche Ruhe fanden, zu der sie „tot und lebendig“, wie der Ausdruck lautet, gehörten. So wurden z. B. in alter Zeit die Toten von Enzklösterle her bis nach Ebhausen gebracht. Auf dem sogen. „Totensteigle“ zwischen Zwerenberg und Berned sei es nun passiert, so erzählt eine alte Sage, daß zur Pestzeit ein mit Toten schwerbeladener Wagen fuhr. Plötzlich bemerkten die Führer, daß sie einen Toten verloren hatten. Schon schickten sie sich an, ihn zu suchen, da meinte einer aus ihrer Mitte: „Der kann warten, bis wir wiederkommen!“ Als sie wiederkamen, lag er selber auf dem Wagen. — Aus solch entlegenen Gegenden, wo man mehrere Todesfälle zusammenkommen ließ, bis man wieder den weiten Weg zum Kirchhof antrat, stammt die Redensart: „Der ist da her, wo die Toten aufeinander warten“.

2. Allerlei Spaß

Neben dem schweren Ernst steht im Leben die Freude und auch der Scherz hat sein Recht. Der kennt das Volk nicht, der seinen Humor nicht kennt. Den fröhlichen Reigen mag folgendes harmlose Gegenstück zu der eben erzählten graufigen Geschichte eröffnen.

Vom Simmersfelder Taufweg

War da ein biederer Enztäler Familienvater, der fuhr mit seinem Täufling, mit Döte, Dot und Hebamme, im Schlitten zur Taufe nach Simmersfeld. Nach dem Kirchgang kehrte man nicht um, sondern ein und wärmte sich mit Hilfe des „Simmersfelder Weines“ gehörig auf. Es war schon dunkel, als man die Heimfahrt antrat. In flottem Tempogings in Tal hinab. Die Mutter, die ihren Säugling sehnlichst erwartete, eilte, ihn am Schlitten in Empfang zu nehmen. Doch, o Schreck! Das Kindlein war nirgends zu finden. Eiligst kehrte die ganze Taufgesellschaft wieder um, das Verlorene zu suchen. In peinlicher Sorge trat man in das Wirtshaus ein, das man vor wenigen Stunden verlassen hatte. Da lag es in süßem Schlummer, wohlverwahrt in einem Heuforb hinter dem Ofen.

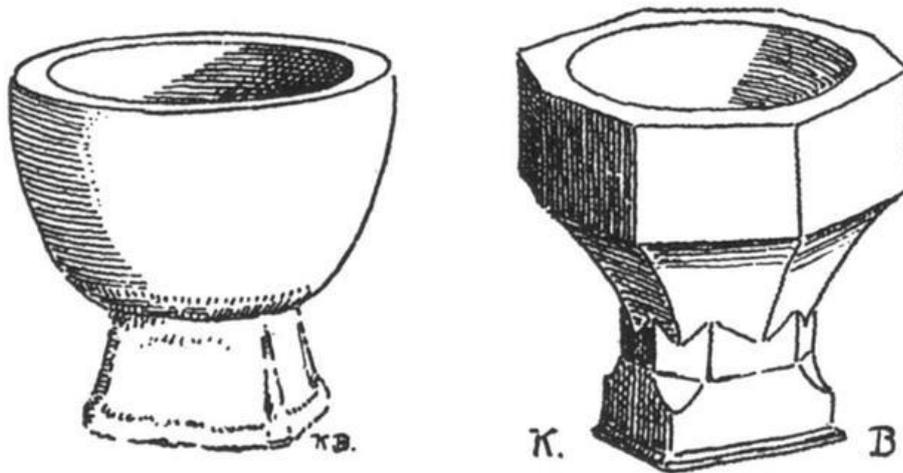


Bild 266: Romanischer Taufstein von Simmersfeld.
Bild 267: Gotischer Taufstein von Gültlingen.

Was der Volkswitz sagt

Der Volksmund ist sehr boshaft. Da darf nur einer einmal einen rechten Schwabenstreich gemacht haben, so braucht er für den Spott nicht zu sorgen. Der „Spizname“ sitzt und bleibt ihm hängen sein Leben lang. Aber die gerechte Strafe ist, daß die Spötter ihn schließlich auch tragen müssen, wenn der Nachbarort die Geschichte erfährt und nun alle Dorf- und Stadtgenossen des Helden, Schuldige und Unschuldige, Gerechte und Ungerechte, mit demselben Spottnamen belegt. So heißt man die Iselshäuser „Pfannkuchentreppler“ und „Badoja—Schlupfer“, die Mönzinger „Mudaschnapper“. Warum? Das weiß man nicht mehr; da muß sich schon jeder selber einen Vers darauf machen. Zuweilen weiß man noch eine Erklärung. So wenn man die Emminger „Haberbreitassen“ nennt. Das komme daher, daß die Emminger Zimmerleute und Maurer früher ihren Haberbrei, weil er nicht in den Sutterkrug ging, in Handtaschen auf den Bauplatz befördert haben sollen. Zuweilen aber steht der Volkserklärung des Unnamens die Erfindung an der Stirne geschrieben. Das muß man zur



Bild 268: Wart.

Ehrenrettung der Nagolder „Strumpfbändelschießer“ und der Haiterbacher „Kuckuck“ sagen. Aber nette Geschichten sind es, darum wollen wir sie genauer erzählen.

Die Nagolder Strumpfbändelschießer

Einst sahen ein paar Weiber beim Heuen an der Nagold etwas im Wasser daherschwimmen, das sie für einen Aal hielten. Jäger, die vorbeigingen, mußten nach ihm schießen. Da stellte sich heraus, daß der Aal — ein Strumpfbündel war. So sei der Name entstanden. In Wirklichkeit waren die „Strumpfbändelschießer“ wackere Leineweber, die unter anderem, wenn ihre Schifflein herüber und hinüberschossen, auch Strumpfbänder fertigten.

Ähnlich verhält es sich mit dem

Haiterbacher Kuckuck

Der Spitzname der Haiterbacher ist „Kuckuck“. Seine Entstehung erklärt man mit folgender Sage. Einst sahen die Haiterbacher in der Nähe ihrer Stadt einen seltenen Vogel, der ihnen noch nie zu Gesicht gekommen war. In ihrem Aberglauben hielten sie ihn für einen Unglücksvogel. Und als er in die Nähe der Stadtmauer kam, war die Erregung unter den Bürgern groß. Sie befürchteten, er könnte in die Stadt hereinkommen. Eiligst schlossen sie die Tore und verstopften sämtliche Schießscharten der Stadtmauer. Doch der Kuckuck — flog oben herein. Nach vieler Mühe gelang ihnen, des Vogels habhaft zu werden. Sie beratschlagten, wie sie ihn am besten umbringen könnten, um vor Unglück bewahrt zu sein. Endlich kamen sie zu dem Entschluß, ihn verhungern zu lassen. Doch mißlang das Vorhaben, weil sie ihn in die — Tischlade sperren. Dort hat er sich an den Brotresten gütlich getan. Und zuletzt ist er ihnen doch wieder entwischt.

Ganz sicherlich ist auch das eine Sage; denn die Haiterbacher sind viel zu gescheit, als daß sie oder ihre Vorfahren je so einen kapitalen Schildbürgerstreich gemacht hätten, sonst würden sie nicht heute selber das Kuckuckslied singen und Postkarten mit dem Kuckuckslied drucken lassen.



Bild 269: Wenden.

Da wir schon gerade an den Haiterbachern sind, so sei auch ein Verslein hier angezogen, in dem sie noch eins abkriegen. Und zwei andere auch. Es heißt:

Wer durch Wildberg kommt ohne Kropf
und durch Nagold ohne Spott
und durch Haiterbach o(n)geschlage,
der kann von 3 Wonder sage.

Nach anderer Lesart heißt das schöne Verslein so:

Wer durch Calw kommt ohne Spott
und durch Wildberg ohne Kropf
und durch Nagold o(n)geschlaga,
der kann von 3 Wonder sage.

Diese letztere Fassung scheint die ursprünglichere zu sein, sie klingt besser und paßt auch besser.

Ein anderer wohlbekannter Spottvers heißt:
„Wende, Waart ond Aiberschaardt
holt dr Teufel auf ei're Fahrt,
ond hot er noh net g'nue,
nemmt er Gau-(ge)-wald au dazue!“



Bild 270. Schandpfahl in Gültlingen.

Man erschrickt ordentlich, wenn mans zum erstenmal hört, beruhigt sich aber, wenn man erfährt, wer dieser Teufel eigentlich ist, nämlich der weiland Fuhrknecht Teufel vom „Bannmüller“ in Ebhausen, bei dem die genannten Gemeinden von alters her pflichtmäßig mahlen lassen mußten; sie waren dorthin „gebannt“. Der Knecht hatte offenbar Mühe, eine richtige Ladung zusammen zu bringen.

Bei Ebhausen fällt uns eine andere Schnurre ein, die zeigt uns, wie stolz die Ebhäuser auf ihren „Johannemärkt“ sind. In Amerika begegnen sich eines Tags zwei ausgewanderte Ebhäuser. Der eine am hellen Werktag mit Zylinder, Gehrock und Glacehandschuh behaf-

tet. Der andere fragt erstaunt: „Warum so festlich heut?“ Da ward ihm die nicht minder erstaunte Antwort: „Ha, weißt denn du net, daß heut der Ebhäuser Märkt ist!!?“

Die beiden folgenden Gedichte beruhen auf geschichtlicher Grundlage und sollen zugleich eine Probe heimatlicher Mundart geben.

Der Schultes em Dfaloch

Der Schultes sitzt em Dfaloch?!
 Roß Bliß, wa hot'r dau?
 Es wurd'n doch sei Gmoiderat
 net selber eigsperrt hau?
 Sell net! Jez wartet no a weng
 ond schwäzert mir net drei!
 U Schulz kommt net ens Dfaloch —
 der goht vo selber nei! — —
 Wo Stua gert isch em hentran Amt
 a hauche Kommissio!
 Die will a Stück vom Kirchspielwald
 om was — sell woß mer scho!
 10000 Morga senn der Gmoid
 bis dato oaga gwää.
 Jezt goht's ans Doala ond mer hot
 den schöna Reichtom gseha!
 Dan Doal, ond des verstoht mer jo,
 den wellest d'Nochber hau.
 Dan aber soll mer jez am Staat
 om an Schnupftabak überlau.
 Die Sitzeng dauret schau feif Schtond,
 ond des prästiert koa Gaul.
 'M Gmoiderat duat der Hentra waih,
 der Kommissio ihr Maul.
 Der Schultes hockt ganz klozig do,
 er brengt net viel derhear.
 Sei Spruch hoapt bloß:
 [„Deant, was er wennt.
 Mir geant'n so net hear!“
 Jezt wurd der Herr Minister bais.
 „Ihr Herrn! Wir sind am End
 von unserer Sitzung und Geduld,
 Roßbombenelement!
 Wir machen eine Paus' von fünf
 Minuten oder zehn.
 Wenn dann der Preis nicht anders ist,
 dann werden Sie schon sehn.
 Wir bleiben und beraten jez
 die Schritte, die gescheh'n.
 Derweilen können ja die Herrn
 zu einem Schoppen geh'n
 und überlegen Ihrerseits,
 ob man nicht besser tät,
 man ginge einen Schritt zurück,
 eh es dazu zu spät“. — —
 Em „Adler“ sitzt der Gmoiderat
 ond guckt anander a(n).
 „D waitag!“ sait der Michelfritz.
 „D mei!“ der Christia(n).

Der Schneidergottlieb aber seufzt
 ond zitteret derbei:
 „D(n s he(n)kt mer alle morga uf
 oder verschießt as glei!“
 Der Schultes guckt bloß ganz verschmitzt
 ond sait: „I hau an Pla(n)
 Was die verhandlet jez do drenn,
 sell goht mi ebbes a(n)!“
 Suscht sait er nex. No schtoht er uf
 ond goht ens Rothaus zrück.
 Do steigt er nei ens Dfaloch,
 mr hairt'n net zom Glück.
 Er aber hairt, wie oiner sait
 dernebadra(n) em Saal:
 „Wenn die Gemeinde drauf besteht,
 dann bleibt uns keine Wahl!“
 „Gewiß“, sait jezt der Kommissär,
 „rechtlich gibts keinen Zwang!
 Wir haben nicht mehr Recht noch Macht
 als ein privater Mann!“
 Jezt woß der Schultes gnuag ond goht
 en „Adler“ heimlich zrück.
 Er setzt se wieder obena(n)
 ond tuat an festa Schluck.
 Der Schneider frogt: „Wahentsegsait?
 Die Sach isch mir fatal!“
 Der Schultes sait: „Das han i ghairt
 ‚Es bleibt uns keine Wahl!‘“
 Der Bittel holt die Manna jez.
 Der Schultes goht vora(n).
 Der Gottlieb druckt se hentanaus,
 lauft, was er laufa ka(nn)!
 Jezt frogt der Herr Minister glei:
 „Nun sagen Sie wie's steht!
 Ich denk', Sie habens überlegt,
 eh es dazu zu spät!“
 „Jo“ sait der Schulz, „des hemir dau.
 Nochgea wär do a Send!
 ‚Rechtlich gibt es hier keinen Zwang',
 sell woß a jedes Rend.“
 Drom moan i, daß die Kommissio
 aheba besser tät,
 ‚ste ginge einen Schritt zurück,
 eh' es dazu zu spät'.
 Der Herr Minister wird verzeih'n:
 der Gottlieb, der isch fort,
 er holt a Stucker fufzich Mann,
 die wartet vor'm Ort.“

Do wird der Herr Minister bleich
 ond sait: „Das freut mich sehr,
 daß man mich noch begrüßen will.
 Das ist mir eine Ehr!

Noch ärger freut mich, daß die Herrn
 so fester Meinung sind.
 Der Staat gibt jedem ja sein Recht,
 das weiß ein jedes Kind.

Drom, wenn Ihr wieder bauet, Leut,
 a Rothaus broat ond hoch,
 vergeßet nebem Sitzengssaal
 fei net des Dfaloch!

Was wir vorhin beschloßen schon,
 verkündigen wir gern:
 ‚Der Staat zahlt den gewünschten Preis‘.
 Guten Abend, meine Herrn!“ — —

Mei Gschicht, die isch jek au am End,
 je isch wahrhaftig woahr.
 Se isch bassiert em hentran Amt
 vor schiergar hondert Johr.

Der Nachtwächter

Der Schultes lot den Andrees komma,
 schau lang hätt er'n gern vernomma.
 Naachtwächter isch des Ma'le gsei,
 70 isch er schau lang vorbei.
 Der Schultes frogt: ob Grund des habe,
 was alleweil d'Leut so saga däte,
 daß er bloß oamol oder zwoa
 am Obed lasse seine Schroa,
 ond daß er nochher uf der Gäß
 sich nemma haira ond seha laß!

Do hot sich aber der Andrees gwehrt
 ond donderschlächtich ufbegehrt.
 Er nemmt 'n festa Pris end'Gan)d,
 no spukt er en da Stubesa(n)d
 ond sait: „Zawohl! Des b'streit i net:
 am olse gang i en mei Bett.
 A jed's Stuck Vieh ond jeder Christ
 woaß, daß dia Naacht zom Schlofan ist.
 Sag mir bloß dees, koß heidaholl,
 wann i denn suscht no schlofa soll?“

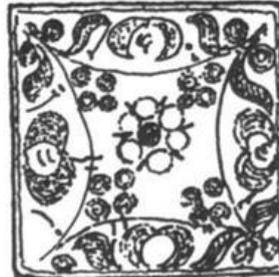
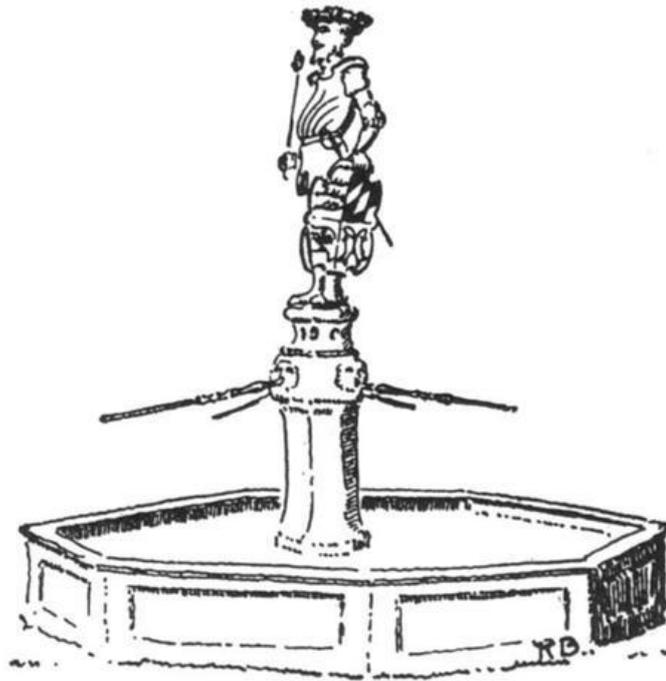


Bild 271: Ofenplättchen. Gültlingen.



3. Allerlei Geschichten aus der Geschichte

Wir haben oben den Gang der Geschichte unserer Heimat in großen Zügen kennen gelernt. Nun mögen hier zur weiteren Ausmalung des gezeichneten Bildes noch einige Einzelerzählungen stehen, die durch alte Urkunden oder gute mündliche Ueberlieferung sicher verbürgt sind. Da bietet uns vor allem

Stadt und Amt Wildberg im 30jährigen Krieg

reichlichen Stoff. Wir lesen in den amtlichen Berichten aus jener Zeit von immer neuen Forderungen der durchziehenden oder im Quartier liegenden Truppen, die dem schon völlig ausgesogenen Gebiet immer neue Abgaben an Lebensmitteln, Vieh, Geld und Menschen abpressen wollen; wir hören den Schrei der Bevölkerung, die weiteres zu leisten nicht imstande ist und vor allem die unnötige Willkür einzelner roher Menschen sich nicht länger gefallen lassen will. Wir sehen aber auch, daß es an menschlichem Rühren mit dem gequälten Volk bei den Truppenführern keineswegs fehlt — vom Leutnant an bis hinauf zum Feldmarschall und Kurfürsten —, daß man immer wieder versucht, den Druck zu erleichtern und Ausschreitungen zu bestrafen oder zu verhindern, ja daß der Soldat unter dem schrecklichen Zustand je länger je mehr genau so leidet, wie der Bürger und Bauer. Und doch trat eine Besserung nicht ein. Nachdem einmal die fremden Völker, Franzosen und Schweden, sich verschworen hatten, den deutschen Boden nicht wieder zu verlassen, lastete das Elend wie ein schweres Verhängnis auf allen deutschen Gauen und kein noch so guter Wille war

Bild 272: Brunnen in Wildberg.

mehr imstand, es abzuwenden. Es ist gar kein Zweifel: das waren noch ganz andere Zustände als die nach dem Weltkrieg. Wir lassen einige Erzählungen folgen.

Vom Feldweibel Mosmann

Der lag im Frühjahr 1637 mit 133 Mann bayrisch-kaiserlicher Truppen in den Ortschaften des Amtes Wildberg, die neben der Verköstigung dieser Leute noch wöchentlich 400 Gulden Kontribution aufzubringen hatten. Aber nicht genug damit, Mosmann machte immer weitere unbefugte Ansprüche, bis sich das Amt genötigt sah, eine Beschwerde beim bayrischen General-Kriegskommissär in Tübingen einzureichen. Um dafür sichere Unterlagen zu gewinnen, forderte der Keller (= Vogt = Oberamtman) von Wildberg seine Amtsorte auf, alle einzelnen Beschwerden zu verzeichnen und einzureichen. Diese Schreiben sind noch erhalten von den damals zu Wildberg gehörigen Orten Neubulach, Altbulach, Liebelsberg, Oberhaugstett, Schönbronn, Effringen, Ebhausen, Sulz. Wir greifen heraus, was aus Ebhausen berichtet wurde. Da heißt es, die Vermöglichsten seien von Haus und Hof entlaufen, um der schweren Steuer- und Quartierlast zu entgehen; manche seien gestorben und vor Hunger verdorben; viele fristen ihr Leben mit Wurzeln, die sie auf dem Feld herausgraben, manche seien von Schwäche übermannt dort liegen geblieben und nach etlichen Tagen tot aufgefunden worden. Wenn nicht ein Erbarmen geschehe, so müsse die ganze Einwohnerschaft um der Kontribution willen auswandern. Hiezu wäre es schon gekommen, wenn nicht ein Müller bisher zur eigenen Abgabe hin noch viele hundert Gulden für andere hergegeben hätte. Der sei aber nun selber ein armer Mann geworden, weil 15 Dragoner ihn ausplünderten und die Früchte der Bauern von da ab in die Stadt geflüchtet wurden, so daß er keinen Verdienst mehr hatte. Der Ort sei so zugerichtet, daß zu keinem Bauernhof mehr ein rechter Weg führe. Alles sei öd und zerrissen; das zur Feldbestellung so nötige Zugvieh fehle vollständig. (Heute noch erzählt man sich, ein Schultheiß von Ebhausen sei von 2 Pferden am Boden zu Tod geschleift worden.)

Noch schlimmer lautet die Kunde von Altbulach, die wir um ihres erschütternden Inhalts willen auch hieher setzen wollen, obwohl ja dieser Ort jetzt zu Calw gehört. Wir lesen: in Altbulach sind seit 2 Jahren über 100 Menschen gestorben, weitere 10 Haushaltungen sehen den Hungertod vor Augen; die übrigen laufen teils auf den Wasen und verzehren das dorthin geführte Ras, teils nähren sie sich von Speisen, die selbst die wilden Tiere verschmähen, ja sie reißen sich und schlagen sich noch um solche. Dennoch fordert der Feldweibel Mosmann (von diesem Ort) alle 3 Wochen ein Pferd, obwohl im ganzen Flecken überhaupt nur noch 2 geringe Köpfelein zur allgemeinen Feldbestellung vorhanden sind. Ähnlich trieb er es an allen anderen Orten.

Als der Generalkriegskommissär diese Beschwerde vernahm, ließ er Mosmann kommen und muß ihm in Herrenberg ziemlich den Leviten verlesen haben. Denn, nach Wildberg zurückgekehrt, entlud er seinen ganzen Groll, schalt auf offener Straße den Keller und den Bürgermeister (Stadtpsleger) alte Diebe und Schelmen; er werde sie schon noch „trillen“ usw. In seinem Quartier angekommen, schlug er die Türe zur Stube der Hausleute ein, verfolgte Frau und Gesinde so, daß sie sich durchs Küchenfenster ins Freie flüchteten; den Knecht richtete er mit der Haue übel zu. — Darauf baten Bürgermeister und Gericht den Generalkriegskommissär, er möge doch den Mosmann verzeihen, weil es sonst noch Mord und Totschlag geben werde. Dieser Wunsch wurde nun freilich nicht erfüllt; doch haben sich Mosmann und seine Leute offenbar fernerhin besser mit ihren Quartiergebern vertragen, da jener später aus einem andern Ort sogar noch ein höfliches Dankschreiben nach Wildberg sandte.

Fuhrknechte zu stellen

hatten im Juni 1637 die Ämter Nagold, Altensteig und Wildberg je 10, dazu Wildberg noch weitere 15, teils zum Transport des Proviantes aus den Magazinen in Tübingen und Pforzheim in das völlig verwüstete Gebiet am Rhein, teils zur Feldartillerie. In allen Ortschaften wurde mit Trommelschlag geworben. Die Schultheißen berichten fast übereinstimmend, sie hätten keine Leute mehr; die einen seien fast alle an der Pest oder Hungersnot gestorben, „die anderen hätten das Fieber oder Geschwulsten oder andere Leibeschwachheit an ihnen; ohne Zwang und Drang sei niemand zu bekommen“. So brachte man aus dem ganzen Amt Wildberg nicht mehr als 7 Fuhrknechte zusammen. Ihre Namen sind: Endris Wildeisen und Jörg Seeger (von ?), Hans Schaitlen und Martin Pfoß von Gültlingen, Hans Mayer von Eßringen, Hans Herter von Schönbronn, Martin Kleiner von Ebhausen.

3 Kompagnien Kürassiere im Winterquartier

waren seit 10. Dezember desselbigen Jahrs 1637 im Amt Wildberg. Sie gehörten zur bayrischen Armee des tapferen kaiserlichen Feldmarschalls Johann von Werth, der im Jahr zuvor bis vor die Mauern von Paris vorgedrungen war. Dieser befahl in besonderer Ordonnanz seinen Offizieren, gute Disziplin zu halten, damit auch nicht die geringste Klage komme und Soldaten und Untertanen mit einander leben könnten. Klagen versprach er an den bayrischen Kurfürsten weiterzugeben. Solche wurden denn auch bald laut. Auch die drei Kompagnieführer bezeugten schriftlich, daß „bei Ermangelung gleichsam aller Mittel und notwendigen Bivve vor Mann und Pferd drei Kompagnien dieser Orten zu logieren mehr denn beschwerlich sei“. Unter den vielen Beschwerden der Einheimischen lesen wir z. B. folgende. Ein Reiter fordert von seinen Quartiergebern Christian

Schimpf und Hans Nördlinger in Wildberg für sich und seine Kameraden neben dem Essen täglich 12 Maß Wein und einen halben für jeden Tag, an dem er auswärts (!) gewesen, einen ganzen Taler extra, nebst Servis (Quartiergeld) und Fourage. Als Schimpf und Nördlinger sich weigerten, jagt er den Schimpf samt Kind und Gesinde aus dem Haus. — Ein Freireiter bringt außer 2 Knechten und 2 Pferden auch noch eine „Dame“ mit ins Quartier und vertrinkt mit den Kameraden am einen Tag 14, am nächsten 9 Maß Wein, fordert auch für sich ein Paar Stiefel.

Infolge dieser Klagen fanden am 28. Dezember in Herrenberg Verhandlungen statt und wurden folgende Vereinbarungen getroffen. Täglich ist zu verabreichen: an einen Gefreiten 2 Pfund Brot, 2 Pfund Fleisch, 1½ Maß Wein oder 12 Kreuzer dafür, einem Knecht, d. h. gemeinen Reiter, 2 Pfund Brot, 2 Pfund Fleisch, 1 Maß Wein oder statt dessen 8 Kr. Den insgesamt 32 Offizieren und Unteroffizieren ist das Verpflegungsgeld in bar auszubezahlen; so erhielt ein Rittmeister wöchentlich 40 fl., ein Leutnant 12 fl. usw. Die insgesamt 173 Mann Einquartierung, die im Amt Wildberg lagen, verursachten eine Gesamtausgabe von 800 fl. wöchentlich, die auf die 11 Ortschaften des Bezirks umzulegen waren. Statt des Habers für die Pferde, der nirgends mehr aufzutreiben war, mußte Heu geliefert werden.

Diese große Quartierlast erhöhte sich aber nun noch erheblich, als zu Anfang Januar 1638 Stadt und Amt Neuenbürg „durch reichliche Weinspenden und andere Praktiken“ es dahin brachten, daß ihre Kompagnien ihnen abgenommen und die eine dem Amt Herrenberg, die andere dem Amt Wildberg aufgehalst wurde. Neue Beschwerden beim Regimentsführer, Oberstleutnant Jsaak de Tirnackgen, und hernach beim bayrischen Generalkommissär in Tübingen, dem Grafen von Verchenfeld, fruchteten nichts. Endlich, anfangs Februar, zog das Kürassierregiment weiter, nicht ohne z. B. in Gültlingen, wo man auf höheren Befehl 4 gestohlene Gäule wieder hatte zurückgeben müssen, aus Rache 11 andere Pferde nebst einem Esel mitlaufen zu lassen.

Die Marodeure

Bedeutete schon die bloße Einquartierung und das oft rücksichtslose Auftreten der regulären Truppen eine unerhörte Bedrückung, so wurden die Drangsale noch gesteigert durch die freischweifenden Scharen, die man „Parteien“ nannte. Diese bestanden teils aus richtigen Soldaten, die ihr Regiment unerlaubterweise verließen und auf eigene Faust das offene Land durchstreiften, teils aus gemeinem Gesindel, „Marodebrüdern“, faulen und liederlichen Gesellen, die sich vom Stehlen und Plündern ernährten. Um diesem schrecklichen Unwesen zu steuern, kamen beim erneuten Herannahen der bayrischen Reichsarmee im Herbst 1639 die Ober- und Unteramtleute, Bürgermeister und Gerichtsmitglieder der Ämter Herrenberg, Calw, Nagold, Altensteig und Wildberg am 12. Oktober zu einem Kongreß in Herrenberg

zusammen und beschlossen daselbst folgendes: Erstlich solle das Auftauchen von Parteien sonderlich, wann sie sich bei Nacht aufhalten möchten, von den Schultheißen dem nächstgelegenen Amtmann und von diesem dem Kommandanten, „ohnaufhändig und eilfertig, so tags so nachts, berichtet werden“. Der 2. Punkt möge, auch als Beispiel für das schauderhafte Deutsch jener Zeit wörtlich hierstehen; der Amtsstil durfte ja doppelt schwerfällig sein. Wir lesen: „Inmassen (sollen) von bestimmten 5 Aemtern hauptsächlich allbereit ein Anzahl Musketierer, nämlich zu Nagold und Altensteig 13, Calw 16, Herrenberg 11 und Wildberg 10 in Bereitschaft und täglicher Besoldung (da jedem die Woche 28 Bagen deputiert) gehalten werden, welche Hans Jakob Bueb, Bürgermeister zu Wildberg, kommandiere, der dann mit solcher Truppe zu Oberjettingen, Sindlingen oder Mögingen nach Gutbefinden sich logieren und der Ende auf die ankommenden Parteien seine Aufsicht haben solle, sowohl gegen denjenigen, so er, Kommandant, selbstens antreffen oder er auf Notifikation der Untertanen Avisen gewinnen wird (d. h. die ihm gemeldet werden), die Gebühr zu verrichten (d. h. das Nötige zu besorgen), wie dann sonderlich von den Parteien der Paßzettel abgefordert, auf Fürzeigung derselben, wenn der Paß gut ist, manierlich verfahren, falls aber kein genugsamer Paß vorzuweisen wäre, mit der Raptur (Gefangennahme), Beifahrung, Nachfolg und weiteren Notdurft fürgegangen werden solle“. Der 3. Punkt enthält dann die Aufforderung, daß, falls die Streitkraft des Kommandanten nicht ausreiche, „ein Ort dem andern und ein Amt dem andern nachbarlich möge beispringen und sekundieren“. Sollte auch das nicht genügen, so sollten „womöglich ein und andern Amts Dragoner aufgeboden werden“.

Der Streit zwischen Wildberg und Güllingen

Von den übrigen Ereignissen jener Zeit sei nur ein einziger Vorfall noch erzählt. Am 6. Februar 1645 rückten in Wildberg 9 Kompagnien Kavallerie und 4 Kompagnien Infanterie ein. Diesmal waren es zur Abwechslung nicht kaiserliche, sondern französisch-weimarische (schwedische) Truppen. Sie gehörten zur Armee Turennes, genauer zu seiner Avantgarde unter Generalmajor von Rosen. In die Amtsorte sollte kein Mann gelegt werden; so kam es, daß in dem kleinen Wildberg in je 14—15 Quartiere eine ganze Reiterkompagnie einquartiert wurde. Man hatte wohl gleich mit einem baldigen Aufbruch gerechnet. Der erfolgte auch, aber nicht vorwärts, sondern rückwärts. Denn die bayrische Armee war von Osten her wieder im Vorrücken begriffen. Es war ein ewiges Hin und Her, ohne größere Schlacht, daher auch ohne wirkliche Entscheidung, nur mit dem einen Erfolg, daß alles in Grund und Boden ruiniert wurde. Denn jeder Abzug, zumal jeder Rückzug war unvermeidlich mit einer Plünderung verbunden, vor allem, um sich selber noch gründlich zu versehen und andererseits dem nachrückenden Feind die Lebensmittel zu entziehen, vielleicht auch, um der Bevölkerung die Freude des Abschieds zu versalzen. So wurde Wildberg zwar glücklicherweise schon am 4. Tag wieder verlassen, aber

vorher noch so barbarisch ausgeplündert, daß der Gesamtschaden der Einquartierung und Plünderung vom Bürgermeister und Gericht auf 3000 fl. berechnet wurde. Diese gewaltige Summe glaubte die Amtshauptstadt nicht allein tragen zu müssen, sondern auch die Amtsorte heranziehen zu dürfen. Auf Gültlingen wären 450 fl. entfallen. Da dieses sich weigerte, so ging Wildberg auf weniger als ein Drittel, nämlich auf 119 fl., herunter. Gültlingen wollte auch das nicht leisten. So eröffnete Wildberg den freundnachbarlichen Krieg und beschlagnahmte sämtliche Früchte und Fahrnisgegenstände, die von Gültlingen nach Wildberg geflüchtet worden waren. Hierüber beschwerten sich nun die Gültlinger beim Herzog in Stuttgart und begründeten ihre ablehnende Haltung damit, die Wildberger hätten ihnen an allen ihren Einquartierungen, Durchzügen und Verlusten auch nie etwas vergütet. Der Böblinger Vogt Hans Konrad Schmierer mußte nun in Wildberg die Sache untersuchen und Bericht erstatten. Daraufhin verfügte die Regierung, die Gültlinger sollen noch die Hälfte der 119 fl., also 59½ fl., bezahlen, die Wildberger aber instinkünftig ihren Nachbarn bei neuerlichen betäubten Fällen auch „nach Proportion behilflich erscheinen, vor allem aber jetzt ihnen die verarrestierten Sachen unaufgehalten ausfolgen lassen“.

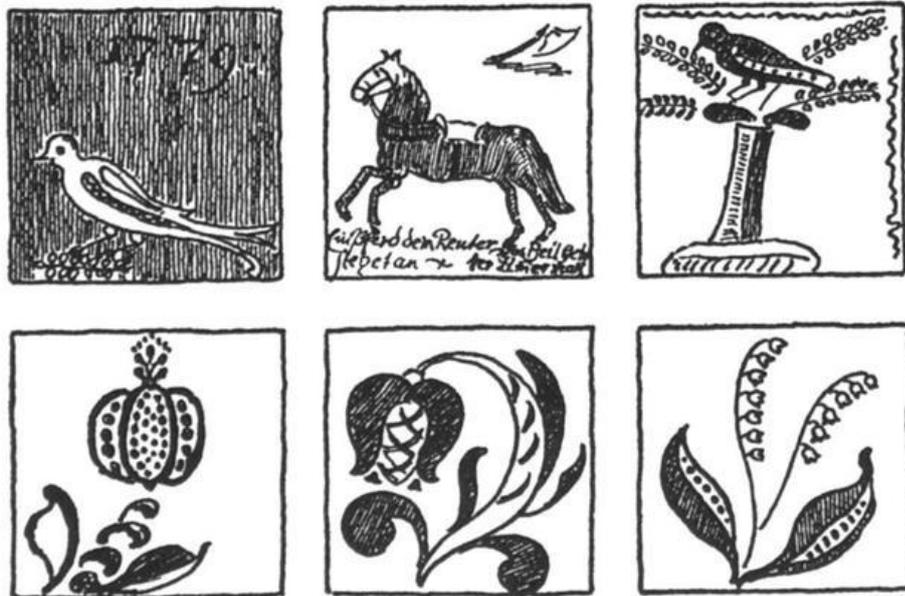


Bild 274: Dfenplättchen. Schönbronn.

Die Sache war aber damit nicht erledigt; denn die Gültlinger wollten das, was sie an Haber oder Heu aus ihrem Wildberger Vorrat bereits zur Unterstützung armer schwer geschädigter Wildberger Weberknappen gestiftet hatten, jetzt nachträglich wieder von den 59½ fl. abgezogen wissen. Jetzt wandte sich die Gemeinde Wildberg aufs neue an die Regierung in Stuttgart mit der Bitte, „den Gültlingern ihren diesorts gleichsam nur aus Mutwillen und üblem Fürsach fassenden (= gefaßten) Wahn ihres präntendirenden (= beanspruchten) Abzugs unfürschreiblich (zu) benehmen“. Die Regierung entschied, daß

die Gültlinger den vollen Betrag zu zahlen hätten, da sich ja die Lieferung von Haber und Heu nur auf ein Geringes belaufe. „Sie sollen auch dahin gewiesen werden, Uns hierunter ferner unmolestiret (unbelästigt) zu lassen“. (Nach A. Schilling.)



Bild 275: Aus Wildberg.

Verlassen wir nun die schreckliche Zeit und greifen zunächst aus den nächsten 100 Jahren zwei friedlichere Begebenheiten heraus, die dem kirchlichen Leben angehören.

Zwei Geschichten vom Lengenlocher Kirchlein

Beide sind einem alten Kirchenbuch von Altensteig-Dorf entnommen und bieten allerlei Interessantes. Die erste zeigt uns, wie ein herzoglich württembergischer Pfarrer seiner herzogl.-württb. Ehre nichts vergeben wollte und die andere, wie der Eifer und Unternehmungsggeist eines waderen Ueberbergers seinen Mitbürgern ein neues Kirchlein verschaffte.



Bild 276: Kirche von Altensteig-Dorf.

Die Predigtstiftung zum Andreasfeiertag

„Am 1. April 1667 starb Andreas Brüderlen, Bürger und Inwohner zun (zu den) Weilern und wurde folgenden (!) Tags christlich zur Erde bestattet. Derselbige hatte zuvor in das Almosen nacher Lengenloch 25 fl. gestiftet unter der Bedingung, daß der Pfarrer zum Dorf jährlich auf Andreas Tag alldorten eine predigt von der Handreichung der

Armen ablegen (solle), davon Er ein Reichsohrt von dem gefallenem Zinß zu empfangen (habe), übriges Geld aber solle denen Haußarmen Ueberbergern, davon brodt zu kaußen, ausgetheilt werden. Cujus anima requiescat in pace!“ (Seine Seele ruhe im Frieden!)

Soweit der Eintrag vom Jahr 1667. Daran schließt sich fast 100 Jahre später folgender Zusatz: NB.! Der Pfarrer zum Dorff ist es nicht schuldig und verbunden, solche Predigt zu halten, weilien die Nobiles (Freiherren) zu Berneckh“ (denen ja Lengenloch bis 1806 gehörte, während Dorf schon württembergisch war) „protendiren (verlangen), vorher bey Ihnen um den ingreß (Eintritt) in ihre Kirche zu Lengenloch anzuhalten, und die Zeit und Stund zu Erwartten, bis sie Befehl geben, die Kirch zu Eröffnen; worzu sich kein württembergischer Pfarrer auß respekt seines gnädigsten Fürsten und Hercogs verstehen kan, gleich wie solches von bißherigen Antecessoribus (Amtsvorgängern) ist observirt (beobachtet) worden. Es ist auch kein Beweiß vorhanden, daß solche Predigt zu halten von seiten Württemberg approbirt (genehmigt), sondern nur von dem Verstorbenen Bauern propria autoritate disponirt (aus eigenem Antrieb verfügt) worden“. Unterschrieben ist dieser Zusatz von Pfarrer M. Weigenmayer, anno 1754. Die Armenstiftung des wackeren Andreas wurde natürlich ausgeführt, nicht aber die freilich etwas kühne Predigtstiftung.



Bild 277: Kirche von Lengenloch.

Wie das Geld zu einem neuen Kirchlein zusammenkam

Die uralte Kapelle von Lengenloch war ums Jahr 1748 ganz baufällig. Dies war für die Gemeinde Ueberberg betrüblich — aber wie helfen? Es war kein Geld da. Da kam ein Ueberberger Bürger, Christian Welter, auf den kühnen Gedanken, zur Wiederherstellung der Lengenlocher Kirche milde Gaben zu sammeln. Es wurde ihm zu diesem Zweck von seinem Berneder Gutsherrn ein „Einsammlungspatent“ ausgestellt, d. h. ein Ausweis und eine Empfehlung seiner guten Sache. Es wird darin der klägliche Zustand des alten Kirchleins und die Armut des „Heiligen“ (des Kirchenvermögens) und der Gemeinde Armut gar beweglich beschrieben. Dann kommt eine Be-

Schreibung des Sammlers, der 33 Jahre alt war. Weiter heißt es: „Alle und jede Herrschaften und Obrigkeiten werden geziemend ersucht, daß sie den oben vermeldeten Christian Welcker aller Orten ihres Gebiets frei, sicher und ungehindert passieren lassen und ihm zu seinem Vorhaben behülflich und förderlich sein. Berned, 12. Mai 1748“.

So zog nun der Ueberberger Bürgersohn unter manchen Abenteuern kreuz und quer durch die Lande, bis Hamburg, Zürich und Straßburg. Am 19. April 1751 fand in Berned die Abrechnung über seine Tätigkeit statt. Er hatte 1399 Gulden 16 Kreuzer zusammengebracht. Davon erhielt er vertragsmäßig ein Drittel mit 466 Gulden 25 Kreuzern als Lohn. Er hat sich davon ein eignes Haus in Heselbronn gebaut, während aus der Hauptsumme das Lengenlocher Kirchlein erbaut wurde. — Der frühere Zusammenhang zwischen Lengenloch und Berned besteht heute noch darin weiter, daß der Stadtpfarrer von Berned viermal im Jahr in dem Lengenlocher Kirchlein, das von dem Geld des braven Christian Welcker erbaut wurde, zu predigen hat.

Drei Anekdoten vom Herzog Karl

Zu jener Zeit und hernach noch 40 Jahre regierte in Württemberg der Herzog Karl oder der „Karlherzich“, wie ihn das Volk nannte. Der war ein gewaltiger Potentat und was er forderte, das mußte geschehen. Einst kam er auch nach Nagold und wollte beim Oberamtman n vorsprechen. Denn es war damals üblich, daß der Fürst überall selbst nach dem Rechten sah und alles selber anordnete, so wie es der große Fritz in Preußen, bei dem der Herzog in die Lehre gegangen war, ja auch machte. Nun waren aber die Straßen in Nagold damals noch keineswegs so nobel wie heutzutage; es fehlte ihnen sozusagen der rechte gediegene Untergrund. Und wenn nun gar der Himmel zu Ehren des fürstlichen Gastes alle Schleusen öffnete, dann wurden sie vollends ganz grundlos. Zwar in der Marktstraße gings noch, wie aber der herzogliche Wagen in die Oberamteigasse einbog, o weh, da blieb er stecken. Jetzt hub der Herzog an zu poltern und zu schelten und als hernach der Oberamtman vor ihm stand, da rief er mit starker Stimme: „In 6 Wochen werd ich wieder kommen und dann wird der Weg zum Oberamt gepflastert sein!“ Und so geschahs. Denn der „Karlherzich“ war ein gewaltiger Potentat und was er verlangte, das mußte geschehen.

Aber über alle Kreatur hatte er nicht Macht. War er da wieder einmal in Nagold und nahm in der „Post“ sein Mittagsmahl ein. Ungeladen kamen auch zahllose Mücken, summten nach Herzenslust und setzten sich auf die Speisen. Darüber ärgerte sich der hohe Herr, und in seinem Unmut sagte er zur Wirtin: „Decken Sie doch den unverschämten Mücken einen besonderen Tisch.“ Die Frau Posthalterin entfernte sich lächelnd, und bald war ein zweiter Tisch gedeckt. Nun stellte sie sich vor den Herzog hin und meldete: „Der Tisch ist gedeckt. Wollen Euer Gnaden befehlen, daß sich die Mücken setzen“. Aber dazu hatte auch der allerdurchlauchtigste Herzog keine Macht.

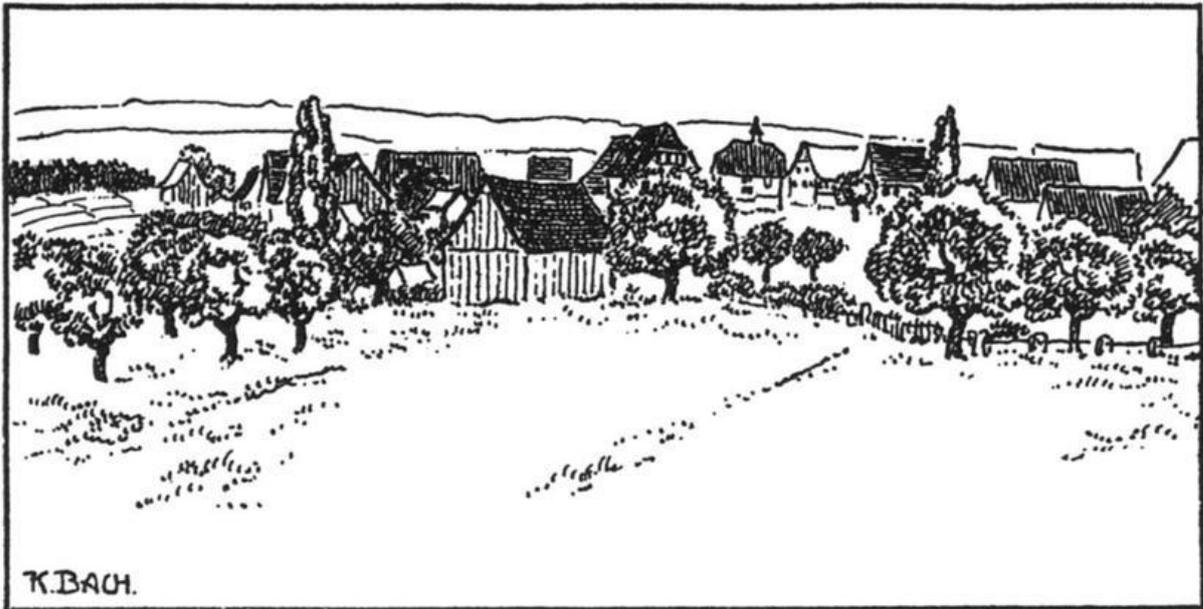


Bild 278: Fünfbronn. Waldhufendorf.

Und dann war er einmal im hinteren Wald auf der Jagd. Da kehrte er bei einem Bauern in Fünfbronn ein. Auf dem Bücherbrett bemerkte er eine staubige Bibel, die nahm er herab und sagte zu dem Hausvater: „Liest Er auch fleißig in seiner Bibel?“ „Jawohl, Durchlaucht“, war die Antwort, „jeden Tag ein Kapitel!“ Der Herzog hatte einstweilen unbemerkt ein Goldstück in die Bibel gelegt und fuhr fort: „Nur fleißig gelesen, man findet Gold darin!“ — Nach einem Jahr trat der Herzog wieder in die Bauernstube. Sogleich griff er nach der Bibel und fragte: „Liest Er noch immer fleißig in der Bibel?“ Wieder war die prompte Antwort: „Jawohl, Durchlaucht, jeden Tag ein Kapitel!“ Inzwischen hatte der Herzog die Bibel aufgeschlagen. Da lag noch an derselben Stelle sein Goldstück. Jetzt zeigte er es ihm und sagte: „Hab ich Ihm nicht gesagt, er solle fleißig lesen, man finde Gold darin?“ Mit diesen Worten ließ der Herzog das Goldstück wieder in seiner Tasche verschwinden und der Bauer machte ein langes Gesicht.

Die Franzosen in Haiterbach

Zu der Zeit, da die Herrschaft Napoleons in Deutschland bereits zusammengebrochen war, kamen französische Abteilungen von Horb her über Salzstetten auch in unseren Bezirk. Auf der Salzstetter Höhe trafen sie einen Haiterbacher Bauern, der mit einem Schimmel und einer Kuh seinen Acker pflügte. Sie fragten ihn nach dem Weg nach Haiterbach. Der Bauer zeigte ihnen absichtlich einen falschen Weg, so daß sie auf die Höhe gegen Schietingen zu kamen. Bald erkannten sie den Betrug und kehrten um. Am Altheimer Steig trafen sie wieder einen Bauern, der ein weißes Pferd und eine Kuh am Pfluge hatte. Sie hielten ihn für den, der sie so angeführt hatte, packten ihn und schleiften ihn nach Haiterbach in die Scheuer des „Löwen“. Dort mißhandelten sie ihn mit Fußtritten, traten auf ihm herum und

peitschten ihn. Schließlich wurde er zum Tode verurteilt. Der französische Oberst war bei dem bekannten Stadtpfarrer Pregelzer, von dem wir unten noch mehr hören werden, im Quartier. Dieser bat für Walz — so hieß der Bauer —, man möchte ihn doch freigegeben, er sei ja unschuldig; es handle sich um eine Verwechslung. Der Oberst gab zunächst keine Antwort. Ein Verwandter des Walz, Michael Schuler, ging nun selbst zum Pfarrer und bat ihn, er möchte den Oberst noch einmal um Gnade bitten; es heiße, das Urteil solle bald vollstreckt werden. Pregelzer bat Gott auf den Knien um seine Hilfe und ging dann zum Oberst; doch wieder ohne Erfolg. Schon schien alles verloren, da machte Pregelzer einen dritten Versuch. Noch einmal warf er sich vor Gott nieder und als er jetzt wieder aufstand, da wußte er, daß er erhört ward. Er ging dann zum Oberst, bat noch einmal inständig und siehe da — dieser nimmt das Todesurteil zurück. Walz wurde frei. Aber er war völlig gebrochen. Laufen konnte er nicht mehr, so war er mißhandelt worden.

Noch eine andere Geschichte erzählen sich die alten Leute aus jener Zeit. Diesmal ist's eine heitere. Es war wohl im Anfang der französischen Herrlichkeit — da waren auch einmal 2 Regimenter Franzosen auf einige Tage ins Quartier gekommen. Beim Einmarsch stellten sie sich auf vom „Dörsen“ bis zur „Traube“. Niemand wagte sich aus dem Haus. Da erschien Stadtpfarrer Pregelzer mit seiner Magd, die eine große „Guck“ Schnupftabak in den Händen hielt. Pregelzer ging, seine Dose immer wieder füllend, der Reihe entlang von einem zum andern und ließ all die bösen Feinde schnupfen. Die Wirkung blieb nicht aus. Die Franzosen wurden guter Laune und waren von da ab ganz freundlich zu den Leuten.



Bild 279: Ofenplättchen. Schönbronn.

Ein Jagdfest König Friedrichs I.

In vielfacher Hinsicht bemerkenswert ist folgende Schilderung, die am 26. Nov. 1814 der „Rheinische Merkur“ entwarf von den Vorbereitungen, die eines der berühmten und berühmtesten Solitüdefeste des ersten Württembergers Königs kostete. Dieser politisch höchst bedeutende, wenn auch sehr selbstherrliche Fürst hat mit seiner gewaltigen Energie, Klugheit und Arbeitskraft sein Land in den Stürmen der napoleonischen Zeit nicht nur vor dem Untergang bewahrt, sondern auch, freilich nur mit Hilfe Napoleons, bedeutend vergrößert und die zahllosen Herrschaftsgebiete zu einem einheitlichen Staatsgebilde zusammengeschweißt. Seine maßlose Jagdleidenschaft und Prachtliebe verdunkelte aber vor den Augen des Volkes sein unbestreitbares Verdienst. In seinen Festen suchte er es seinen französischen Verbün-

deten und seinen hohen Verwandten in England und Rußland gleich zu tun. Der Kaiser von Rußland, Alexander I., war der Sohn seiner Schwester und häufiger Gast in Stuttgart. Nachstehendes Fest auf der Solitude wurde während des Wiener Kongresses, wo Friedrich die russische Freundschaft gut brauchen konnte, um seinen ganzen neuen Besitz festzuhalten, dem Kaiser Alexander gegeben. Wir sehen die wunderliche Jagdliebhaberei dieser Fürsten, der ein Teil des damals noch großen Wildreichtums zum Opfer fiel, aber auch unser heimatlicher Wald seinen Tribut leisten mußte. Der Bericht lautet:

„Schon sind oben an der bayrischen Grenze an 10 000 Untertanen auf ihre Kosten beschäftigt, die Wälder auszutreiben, wochenlang, und Hirsche und Wildschweine lebendig zu fangen und mit ihren Pferden und Ochsen und Wagen auf Gemeindekosten lebendig in die Anlagen auf der Solitude bei Stuttgart zu liefern, wo sie im Angesicht des Retters und Befreiers Alexanders totgeschossen und gestochen werden sollen. 1200 Hirsche und Schweine sollen auf diese Weise allein schon in der Gegend von Heidenheim lebendig eingefangen sein. Von Calw und Umgegend (also wohl auch vom Nagolder Bezirk) sind so viel Tannenreiser zur Dekoration des Jagdreviers requiriert, daß über 800 Pferde in Bewegung sein müssen, sie fortzuschaffen. Die Wälder leiden viel darunter; doch ist es mit den Leiden der Untertanen nicht zu vergleichen. Denn keine Witwe und Waise weint den Tannenbäumen nach, wohl aber dem armen Bauern, den die wütende Sau oder der tobende Hirsch beim lebendigen Einfangen getötet hat. Man schlägt die Kosten zu einer halben Million Gulden an“.

Vom Sturmjahr 1848

erzählt der im Jahr 1922 verstorbene Oberbaurat Berner von Stuttgart in seinen Lebenserinnerungen, die sein Nefte, Herr Prof. Dr. Gößler, soweit sie sich auf Nagold beziehen, für das Heimatbuch zur Verfügung zu stellen die Freundlichkeit hatte. Berner war ein Sohn des von 1846—49 in Nagold amtierenden Oberamtsrichters B. und erzählt mit frischer Anschaulichkeit und gutem Humor, was er als Knabe damals von der Revolution miterlebte.

Vorausgeschickt möchte ich nur, daß die im April 1848 vollzogene Stadtschultheißenwahl die ohnehin schon stark erregten Gemüter noch mehr erhitzt haben muß. Die aus der Wahlschlacht siegreich hervorgegangene Partei der Demokraten feierte ihren Sieg am Abend des 12. Mai in der Köhlerei und zog um Mitternacht mit Musik durch die Stadt. Vom „Hirsch“ her, so erzählt ein alter Bericht, seien die von der „Herrenpartei“, die Beamten, gekommen und hätten, vor allem Berner selbst, Ruhe geboten. So sei der Zusammenstoß gerade vor dem Amtsgericht, das damals gegenüber dem „Engel“ sich befand, entstanden. Die „Franzosenfeiertage“ sind der 24. und 25. März des Jahres 1848 (nicht 49). Im übrigen möge der interessante Bericht unverändert folgen und für sich selbst sprechen.

„Sehr lebhaft ist meine Erinnerung an die Revolution im Jahr 1848, die sich vor dem Amtsgericht und in den nächsten Straßen abspielte. Vater war dienstlich über Feld und spät abends noch aus, da wurden von der freiheitsdurstigen Menge die beiden Bezirksbeamten unter Geschrei und Drohungen abgesetzt. Nur mit Mühe und unter Kämpfen konnte Vater heimkommen. Das Haus wurde dann mit

Stöcken und Stangen und mit Steinen berannt, so daß weder die Türe noch ein Fenster ganz blieben. Die Angriffe der Menge steigerten sich so sehr, daß sogar auf Vater geschossen wurde; glücklicherweise kam er ohne schwere Verletzung davon. Schon war die Menge daran, die Kanzleien im ersten Stoß zu demolieren, als sie doch auf vernünftiges Zureden, besonders der Mutter, die mit den Aufrihrern verhandelte, sich faßte und nach und nach Ruhe gab. Am andern Tag flaute die Bewegung ganz ab und niemand wollte der Rädelsführer gewesen sein, hauptsächlich niemand geschossen haben. Es wurde behauptet, es sei aus dem Haus heraus geschossen worden, obgleich Vater den allerdings blinden Schuß im Gesicht hatte, dessen Spuren er Zeit seines Lebens deutlich herumtragen mußte.



Bild 280: Kapelle von Untertalheim.

Für uns Buben waren die Folgen des Putches nur erfreulich: die Stadt bekam eine Zeit lang militärische Einquartierung mit einer halben Kompagnie Ulanen aus Ludwigsburg, und Oberamtsgericht und Oberamt wurden sicherheitshalber besetzt. Die Soldaten gaben sich gern mit uns aufgeweckten Buben ab und lehrten uns alle möglichen Soldaten-Künste und -Lieder.

Auch eine Bürgerwehr wurde gegründet, in welche Vater als Gemeiner eintrat und tüchtig mitübte. Ein alter Unteroffizier, der in Nagold irgend ein friedliches Handwerk trieb, kommandierte die Wehr und war stolz darauf, alle seine Soldaten mit „Du“ anreden zu müssen. Der Exerzierplatz war der Stadtgarten oder der Floßplatz an der Nagold, was zur Zeit der Uebungen immer unsere Spielplätze waren, wo wir mit Stöcken und Stangen wieder mitübten. Da kam es einmal vor, daß ich von einem Floß, den wir in unseren Spielplatz einbezogen hatten, kopfüber ins Wasser fiel. Vater, der am Lande seine Uebung mitmachte, sah dem Unglück zu, verließ die Front, zog seinen Ältesten aus dem Wasser und wischte ihm vor der ganzen Armee ordentlich mit dem Ladestoß aus und jagte ihn heim. Ob Vater für sein ganz disziplineloses Verfahren vom Militärgericht bestraft wurde, ist mir unbekannt; ich wills aber hoffen.

Die 1849er „Franzosenfeiertage“, die halb Süddeutschland kopflos fanden, machten wir noch in Nagold mit. Wir Kinder wurden, da die Feinde angeblich schon ganz in der Nähe der Stadt standen, mit der Mutter in einer Extrapost zu den Großeltern nach Stuttgart spediert, damit wir ja nicht von den französischen Weltbeglückern aufgefressen würden, und Vater als Bürgerwehrmann übte sich mit den andern, die den Franzosen mutig auf ihrem Raubzug Widerstand leisten wollten. Ich sehe Vater, wie er, mit Doppelgewehr und Hirschfänger ausgerüstet, zu Schießübungen auszog. Zum Glück für die Franzosen — oder die Widerstandsarmee ist aus dem überall befürchteten Franzoseneinfall eine „Ente“ geworden, die damals halb Deutschland überflogen und ungemein beunruhigt hat.“

4. Einige hervorragende Männer im Bezirk

Seien zum Schluß des ganzen Buches noch erwähnt. Wir vermögen ja nicht, sie alle zu nennen oder gar ausführlich von ihnen zu erzählen. Wieviele haben einst Großes geschafft, im Segen gewirkt, stark am Geist und ehrenfest im Charakter, waren weithin geehrt und von den Nächsten geliebt. Und doch sind sie heute vergessen und ihre Stätte kennet man nicht mehr. Einzelne aber leben noch fort in dankbaren Herzen und andere verdienen, daß ihr Name der Vergessenheit entrissen wird. So sei gedacht des obersten württembergischen Beamten unter Herzog Ulrich und Christoph, des Landhofmeisters **Balthasar von Gültlingen**, der aus unserem Bezirk stammte und Obervogt von Wildberg gewesen war, ehe er der erste Berater seiner Fürsten wurde in schweren, verantwortungsvollen Zeiten. Er vertrat das Land bei wichtigen politischen und religiösen Verhandlungen, z. B. in Schmalkalden, wo es sich um die Stiftung des Bundes der evangelischen Stände zur Wahrung ihres Glaubens handelte und ebenso in Regensburg, wo eine Einigung zwischen Evangelischen und Katholiken angestrebt wurde. Mit dem württembergischen Reformator Johannes Brenz war er aufs innigste befreundet. Von seinen Wohnsitzen in Bernegg und Wildberg aus hatte er häufig Gelegenheit, seinen Freund Brenz, der sich öfters auf den benachbarten Schlössern Hornberg, Fautsberg und Neubulach aufhielt, zu besuchen. — Nebenbei gesagt: die alte Streitfrage der Gelehrten, ob die Zufluchtsstätte des Reformators Brenz das bei Zwerenberg befindliche Hornberg ist oder das heute badische, einst württembergische, im Gutachtal bei Triberg gelegene Hornberg, dürfte jetzt zu Gunsten des letzteren entschieden sein.

Aus jüngerer Zeit erwähnen wir von verdienten Söhnen der Heimat **Friedrich Karl Silber**, dem im Jahr 1878 gestorbenen Professor an der Baugewerkschule in Stuttgart, der 1821 als Sohn des damaligen Oberamtsarztes in Nagold geboren wurde und um das württembergische Bauwesen sich hohe Verdienste erwarb. Er trat mit Wort und Schrift und praktischer Tätigkeit überall für freundlichere, praktischere, solide und doch möglichst billige Wohnungen ein, be-

stimmte den Bauplatz der neuen Kirche und bemühte sich darum, daß Nagold das Seminar bekam.

In diesem Zusammenhang sei auch Dekan *Freihof* genannt (1851—77 in Nagold), der zwei Jahrzehnte lang seine ganze Kraft für den Bau der neuen Kirche einsetzte und es erreichte, daß der Staat, der einst das hiesige Kirchenvermögen eingezogen hatte, einen großen Teil der Baulast übernehmen mußte. Er ist auch der Verfasser eines vielverbreiteten köstlichen Kinderbuches. Ebenso sind seine 3 Nachfolger (*Kemmler* —1886, *Schott* —1895, *Römer* —1909), die alle drei als religiöse Schriftsteller bzw. Dichter sich einen Namen gemacht haben, noch heute weithin in guter Erinnerung.

Um den ganzen Bezirk hat sich ein *Altensteiger* Bürgersohn verdient gemacht, der frühere Regierungspräsident des Schwarzwaldkreises *Luz*. Ihm verdankt man den Bau der Bahnlinie Nagold—Altensteig, die im Jahr 1891 eröffnet wurde.



Bild 281: Aus Haiterbach.

Auf zwei Männer aber müssen wir zum Schluß noch etwas näher eingehen, weil sie aus ganz besonderem Holz geschnitten waren, zwiefach ausgerüstet mit Gaben des Geistes und des Gemütes: *Pregizer* und *Zeller*.

Chr. G. Pregizer

Pregizer war 1795—1824 Stadtpfarrer in Haiterbach und hat hier, wie schon vorher als Student und Schloßprediger in Tübingen und als Pfarrer in Grafenberg, durch seine feurige und volkstümliche Beredsamkeit einen gewaltigen Einfluß ausgeübt. Von nah und fern

strömte ihm das Volk zu. Zur Landeskirche stellte er sich wegen des rationalistischen Gesangbuchs von 1791 in einen gewissen Gegensatz, ebenso aber auch zu der Gemeinschaft von Michael Hahn, der im nahen Sindlingen gleichzeitig († 1819) wirkte. Betonte Hahn mehr den Ernst der Heiligung, so verkündigte Pregelzer im Sinne Luthers die Freude der Rechtfertigung und Sündenvergebung.

Seine Anhänger nannten sich die „Fröhlichen“ oder „Seligen“; man verwarf alle Gesetzmäßigkeit und Aengstlichkeit, machte Freudenumzüge und sang geistliche Lieder nach lebhaft bewegten Volksliedern unter Begleitung von Flöten und Klarinetten, wozu bisweilen die ledige Jugend auf der Straße tanzte. Die Bewegung breitete sich in unserer Gegend stark aus, außerdem gab es „Pregelzerianer“ von jeher im Steinlachtal und Remstal, wo sie heute noch am stärksten sind. In Württemberg und Baden zählt man im ganzen noch etwa 45 Gemeinschaften. Doch ist ihre Zahl und ihr Einfluß immer mehr im Schwinden begriffen. Sie unterscheiden sich heute wenig mehr von anderen Gemeinschaften.

Von der originellen Persönlichkeit ihres Führers erzählt man sich in Haiterbach noch allerlei Geschichten, die die Eigenart des „kleinen, feurigen Männleins“ und die Gewalt seiner „bauernmäßigen Beredsamkeit“ erkennen lassen.

Einmal, so heißt es, wurde P. beim Konsistorium in Stuttgart verklagt, er sei kein rechter Pfarrer. Er habe eine falsche Lehre und sänge nicht aus dem Gesangbuch, sondern aus dem Hillerbuch, aus dem er auf der Kanzel die Verse vorsage. Da berieten sie auf dem Konsistorium, was zu machen sei. Einer der hohen Herren reiste nach Haiterbach, um ihn selbst zu hören. Am Samstag abend übernachtete er auf dem Dürrenhardter Hof. Doch war der Gutsbesitzer ein Anhänger des Pfarrers; der schickte sofort seine Magd hinunter nach Haiterbach und ließ Pregelzer sagen, ein Minister visitiere ihn morgen in der Kirche. Der Morgen kam. Pregelzer hielt eine gewaltige Predigt; die machte auf den Herren einen tiefen Eindruck. Dem Konsistorium erstattete er hernach Bericht und sagte: „Den Pregelzer sollte man zu Pulver vermahlen lassen und jedem Pfarrer eine Messerspitze davon eingeben“. —

Der Umgang mit den Menschen genügte seinem starken Geiste nicht. Darin war er wie Detinger. Da er alle Abend vom Pfarrhaus wegging, so schlich ihm einmal seine Magd nach und fand ihn, wie er in der Kirche den Geistern predigte. Schaudernd hörte es die Magd. Plötzlich fühlte sie sich von den Geistern umringt, so daß sie um Hilfe schrie. Jetzt bemerkte Pregelzer ihre Anwesenheit. Er trat zu ihr und betete laut, die Geister möchten sie wieder freigeben. Als sie frei war, warnte er sie, ihm je wieder nachzuschleichen.

Einmal ging P., als Handwerksbursche verkleidet, in ein Haus seiner Gemeinde und fragte, ob er übernachten könne. Da schrie das Weib: „Wir haben keinen Platz, geh ins nächste Haus, dort behält man alles Lumpengesindel!“ Betrübt ging er die Stiege hinunter.

Da rief sie ihm nach: „Halt, ich will dir ein Stück Brot geben, daß sie eine Suppe dazu machen können“. „Das laß dir gut sein, Anne-Kätherle!“ sagte der Pfarrer. Da erkannte sie ihn und rief voll Schreck: „O Herr Pfarrer, Sie sends!“ — —

Heinrich Zeller

Und nun noch ein Wort von dem anderen, dem Nagolder Apotheker Heinrich Zeller. Er war ebenso ausgezeichnet als edler, frommer Charakter wie als Mann der Wissenschaft. Er erlernte den Beruf seines Vaters und widmete sich demselben als warmer Freund der Natur schon von frühester Kindheit an mit ganzem Interesse und völliger Hingebung. Nachdem er sich zuerst unter der Anleitung seines Vaters die ersten beruflichen Kenntnisse angeeignet hatte, begab er sich auf Reisen, um bei Autoritäten seines Berufs seine Ausbildung zu vervollkommen; auf der Hochschule in Tübingen hat er sie dann abgeschlossen. Hierauf kehrte er ins Elternhaus zurück, zumal da sein Vater kränklich war. In der Ausübung seiner beruflichen Tätigkeit war er äußerst gewissenhaft, in seiner persönlichen Art sehr bescheiden, kein Mann der Worte, sondern der Tat, im Umgang mit seinen Nebenmenschen liebevoll, leutselig, dienstfertig. Außer seiner Berufstätigkeit widmete er sich eifrig der Wissenschaft und beschäftigte sich aufs lebhafteste mit den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaft. Wiederholt hat er schriftstellerisch sich betätigt; seine Arbeiten haben auch bei den Männern der Wissenschaft Anerkennung und Wertschätzung gefunden; wegen seiner Leistungen als Chemiker, Apotheker und Naturforscher erhielt er von der naturwissenschaftlichen Fakultät in Tübingen den Ehrentitel eines Doktors. Mit besonderem Eifer wirkte er für die wissenschaftliche Hebung seiner Standesgenossen. Um auch im Volk mehr Liebe und Verständnis für die Natur zu wecken, hat er viele Jahre als Mitarbeiter der bekannten Zeitschrift „Jugendblätter“ ansprechende Abhandlungen aus den Gebieten seiner Forschungen geschrieben. Um sich ganz der Pflege seines schwerkranken Vaters widmen zu können, gab er seinen Beruf auf, verkaufte seine Apotheke (jetzt Uhrmacher Kläger'sches Haus) und kaufte die alte „Krone“ (jetzt Stadtpflege), wo er bis zu seinem Tode 1864 lebte. In diesen Jahren hat er seine wissenschaftlichen Studien fortgesetzt.

Ganz besonders aber hat er seine Liebe und seine Gaben in den Dienst seiner Vaterstadt gestellt. Um in den Kindern frühzeitig die Keime des Guten zu pflanzen, gründete er eine Kindersonntagschule; weil ihm das Wohl der Konfirmierten ebenso am Herzen lag, gründete er den Jünglingsverein. Im Blick auf so manche schon in der Kindheit gefährdete Knaben und Mädchen rief er den Bezirkskinderrettungsverein, jetzt Erziehungsverein genannt, ins Leben. Um den Kranken zu dienen, gründete er die Diakonissenstation. Sein Haus stand allen Armen und Notleidenden offen; niemand wurde abgewiesen. Allen diesen Einrichtungen hat er nicht bloß in seinem Hause, zu dem er noch das Nachbarhaus erwarb, eine Unterkunft verschafft, sondern hat sie,

wo es nötig war, für die Zukunft reichlich mit Geldmitteln unterstützt. Der Bauaufwand für das im Jahr 1904 erstellte neue Gemeindehaus wurde zur Hälfte vom Erlös des an die Stadt verkauften Zellerhauses und einer weiteren Zellerstiftung bestritten. Zellers Gründungen bestehen heute noch und haben schon viel Segen gestiftet.

Das Bild des edlen Mannes zeigt uns den klugen Kopf, den rastlos tätigen Sinn und das zarte Gemüt. Sein Gemüt erkennen wir auch aus den wohlbekanntem Versen, mit denen er seiner Liebe zur Heimat warmen und schönen Ausdruck verliehen hat. Sie sollen dieses Heimatbuch beschließen:

Kennst du das Land an Tannenwäldern reich?
Es zieht von Süd nach Nord, dem Rheine gleich.
Aus Urgebirg besteht sein Felsenkern,
im quellentrunk'nen Tal weil ich so gern.
Kennst du es wohl? Es ist mein Heimatland,
wo meines Lebens Schifflein Ruhe fand.

Kennst du den Baum, der Zeder anverwandt,
dem Künstler und dem Schiffer wohlbekannt,
im Winter wie im Sommer freudig grün
und purpurrot, wenn seine Aeste blühn,
durch schlanken hohen Wuchs des Waldes Zier?
Es ist der Heimat Baum, ihn lob ich mir!

Kennst du den Berg? Auf seiner Felsenspitze
erhebt sich kühn ein alter Rittersitz.
In seines Vorhofs alterndes Gestein
senkt grüner Efeu seine Ranken ein.
Und rings des Waldes dunkle Pfade schmückt
manch felt'nes Blümlein, das ich oft gepflückt.

Kennst du das Tal am Saum des Schwarzwalds hin?
Klar schlängelt sich der Fluß durchs lichte Grün,
umspült die Mauern eines Städtleins klein,
umgeben rings von wald'ger Berge Reih'n.
Still ist's im Tal und prunklos in der Stadt.
Doch beide liebt, wer sie zur Heimat hat.